Abhandlungen zur Geschichte der Medicin.

Herausgegeben von

Professor Dr. Hugo Magnus, Docent Dr. Max Neuburger
und Sanitätsrat Dr. Karl Sudhoff.

Heft XI.

Der Wert der Geschichte

für die

moderne induktive Naturbetrachtung und Medicin.

Von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Gewidmet
der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte.

Breslau 1904
J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).

Abhandlungen zur Geschichte der Medicin.

Herausgegeben von

Professor **Dr. Hugo Magnus**, Docent **Dr. Max Neuburger**
und Sanitätsrat **Dr. Karl Sudhoff.**

Heft XI.

Der Wert der Geschichte

für die

moderne induktive Naturbetrachtung und Medizin.

Von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Breslau 1904.
J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Der Wert der Geschichte

für die

moderne induktive Naturbetrachtung und Medizin.

Von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Gewidmet
der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte.

Breslau 1904.
J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Inhalt.

Seite

§ 1. **Einleitung** 7

§ 2. **Die Stellung der Geschichte in der induktiven Naturforschung** 8

§ 3. **Die Bedeutung der Geschichte für die Medizin** 13

Die allgemeine Narkose und die lokale Anästhesie 14

Die Natur des grauen Stares 16

Entfettungskur 16

Der therapeutische Wert der grünen Farbe für Augenerkrankungen. 17

Therapeutische Maßnahmen aus der Humoral-Pathologie 18

§ 4. **Wie soll das Studium der Geschichte der Medizin betrieben werden?** 18

Forderungen, welche die medizinische Geschichte an den Universitäts-Unterricht stellt 19

Die Aufgaben, welche die Geschichte der Medizin dem Forscher stellt 23

§ 1.

Einleitung.

Es sind jetzt 15 Jahre her, seit Prof. Puschmann auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte einen Vortrag über die Bedeutung der Geschichte für die Medizin und die Naturwissenschaften gehalten hat. (Deutsche med. Wochenschrift 1889 Nr. 40.) So beherzigenswert das auch war, was dieser hervorragende medizinische Historiker dazumal gesagt hat, einen sonderlichen praktischen Nutzen hat er damit leider doch nicht erzielt. Die Gleichgültigkeit gegen alles, was Geschichte der Medizin heißt, ist heute wohl noch ebenso groß, wie im Jahre 1889, als Puschmann die deutschen Naturforscher und Ärzte ermahnte darauf hinwirken zu wollen: „daß der Geschichte ihrer Wissenschaften im Unterricht wie in der Forschung die Stellung eingeräumt wird, welche sie verdient". Wir wollen uns aber durch diesen Mißerfolg Puschmanns nicht abhalten lassen, heute aufs neue angesichts einer großen Versammlung deutscher Ärzte und Naturforscher unsere Stimme für die Geschichte unserer Wissenschaft zu erheben. Denn die Geschichte der Medizin wird nur dann an den Universitäten, wie in der Ärztewelt auf die ihr zukommende Beachtung rechnen dürfen, wenn ihre Anhänger nicht müde werden im Kampf gegen den historischen Indifferentismus, nicht erlahmen im Streit um die Anerkennung ihrer Bestrebungen.

Treten wir nun in unsere Aufgabe ein, so werden wir gut tun, zunächst die Stellung, welche das Studium der Geschichte in dem Gebiet der induktiven Naturforschung überhaupt einnimmt, zu untersuchen. Denn aus der Bedeutung, welche die Geschichte für die moderne Naturbetrachtung hat, folgt ohne weiteres, was die Medizin von geschichtlichen Studien zu erwarten hat. Und sind wir uns dann darüber klar geworden, was die Heilkunde aus der Geschichte zu gewinnen vermag, so werden wir noch zu betrachten

haben, in welcher Weise die geschichtlich-medizinischen Studien betrieben werden sollen, um uns den Nutzen nun auch in der Tat zu leisten, den sie gewähren können.

Dementsprechend würde sich unsere Untersuchung also in folgenden Richtungen zu bewegen haben; wir werden betrachten müssen:

1. Die Stellung der Geschichte in der modernen induktiven Naturforschung.
2. Die Bedeutung der Geschichte für die Medizin.
3. Wie soll das Studium der Geschichte der Medizin betrieben werden?

Und zwar würde dieser 3. Abschnitt zweckmäßig wieder in 2 Abteilungen zerlegt werden, indem wir nämlich betrachten:

a. Die Forderungen, welche die medizinische Geschichte an den Universitäts-Unterricht richtet.
b. Die Aufgaben, welche die Geschichte der Medizin dem Forscher stellt.

Indem sich nun unsere Untersuchung in dem Rahmen dieser Disposition bewegen soll, beginnen wir mit

§ 2.

Die Stellung der Geschichte in der induktiven Naturforschung.

Die induktive Naturforschung unterscheidet sich durch ihren Erkenntnisgang bekanntlich auf das wesentlichste von den übrigen Wissenschaften, speziell von den sogenannten Geisteswissenschaften. Denn während bei diesen die Verstandesarbeit den bedeutsamsten Teil der Erkenntnis zu liefern hat und die Tätigkeit der Sinnesorgane nur in verschwindendem Maße in Anspruch genommen wird, ist für die moderne Naturforschung gerade das Gegenteil maßgebend. Für sie ist die Sinneswahrnehmung die wichtigste Grundlage einer jeden Erkenntnis, und die Verstandesarbeit kommt im wesentlichen nur insoweit in Betracht, als ihr die Aufgabe zufällt, aus den Sinneswahrnehmungen Erfahrungsgrößen zu schaffen. Dementsprechend stehen die Geisteswissenschaften der „Tatsache" wesentlich anders gegenüber als wie die empirischen Wissen-

schaften. Beide beherrscht zwar die Tatsache mit elementarer Gewalt, aber die Beurteilung der Tatsache, die Ermittelung ihres Wertes für die Erkenntnis geschieht bei beiden in ganz verschiedener Weise.

Die empirischen Wissenschaften schätzen den Erkenntniswert ihres Tatsachenmaterials nicht ausschließlich durch Verstandesoperationen, nicht durch historisch-philosophische Reflexionen und Untersuchungen, sondern für die Naturforschung gewinnt die Tatsache nur den Erkenntniswert, welchen ihr Beobachtung und Experiment zu geben vermögen. Sowie die Naturbetrachtung diesen Standpunkt verläßt und sich auf die Verstandesoperationen ausschließlich oder doch in umfangreicherer Weise zu stützen versucht, verliert sie den Boden unter den Füßen; sie bietet uns dann statt Erkenntnis Phantasiegebilde, wie dies die Medizin leider bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur zu oft getan hat.

Wesentlich anders verhalten sich nun aber die Geisteswissenschaften der Tatsache gegenüber. Für sie ist die durch Sinneswahrnehmungen übermittelte Erscheinung eines Dinges resp. eines Geschehnisses nicht das wesentlichste, sondern das, was hinter der Erscheinung steht, der Gedanke, der durch ein Geschehnis zum Ausdruck gelangt. Diesen zu erfassen, das ist eine der wichtigsten Aufgaben der Geisteswissenschaften; ja sie ist, wie Harnack sehr treffend bemerkt (Reden und Aufsätze. Band I Seite 11), oft wichtiger als die Tatsache selbst. Nun vermögen aber die Geisteswissenschaften nicht, wie dies die empirischen Wissenschaften tun, die Deutung einer Erklärung auf dem Wege der induktiven, mit Sinneswahrnehmungen arbeitenden Forschung zu geben, sondern sie sind dabei auf ganz andere Wege angewiesen, unter denen die historische Betrachtung eine mehr oder minder ausschlaggebende Stellung einnimmt.

So sehen wir denn also, daß die Geisteswissenschaften der Geschichte unbedingt bedürfen, um den Erkenntniswert der Tatsache zu ermitteln, daß die Naturwissenschaften aber gemäß ihres empirischen Charakters dies ohne Inanspruchnahme der Geschichte durch die induktive, mit Experiment und Beobachtung arbeitende Forschungsmethode erreichen.

Allein dieser Ausspruch verlangt doch eine gewisse Einschränkung. Denn wenn auch daran nicht im mindesten gezweifelt werden darf, daß der Schwerpunkt der Naturbetrachtung ausschließlich in der sinnlichen Wahrnehmung gelegen ist, so kann die Sinneswahr-

nehmung doch nicht in allen Fällen die Ansprüche, welche man an die Erkenntnis der Tatsache zu stellen gehalten ist, erschöpfend erfüllen. Das Wie und Warum einer Erscheinung, welches uns die nur auf die Sinneswahrnehmung sich stützende induktive Forschungsmethode kennen lehrt, verlangt zuweilen doch noch eine Vervollständigung durch die Erörterung des Verhaltens der fraglichen Tatsache zu der Allgemeinheit. Denn es gibt doch wohl nur wenige Erscheinungen, welche so selbständig, so ausschließlich nur auf sich selbst gestellt sind, daß sie keinerlei Beziehungen zu der Allgemeinheit aufzuweisen hätten. Gewiß werden in vielen Fällen diese Beziehungen so geringe sein, daß die empirischen Wissenschaften die Betrachtung derselben ruhig beiseite schieben können, ohne die Beeinträchtigung ihrer Erkenntnis befürchten zu müssen. Aber es gibt doch auch Fälle, in denen diese Beziehungen zur Allgemeinheit unbedingt berücksichtigt werden müssen, soll die Erkenntnis nicht eine fühlbare Lücke aufweisen. Diese Beziehungen liegen nun aber keineswegs immer nur in der Gegenwart, sondern viel viel öfter in der Vergangenheit. Daß aber der Klarlegung solcher Verhältnisse nur die Geschichte gewachsen ist, kann füglich doch niemand bestreiten. So dürfen wir denn also sagen: daß die naturwissenschaftliche Methode uns zwar den dinglichen Wert der Tatsache kennen lehrt, daß aber die Einreihung einer Tatsache in die Kette der Erscheinungen, der Nachweis, in welcher Beziehung die Einzelerscheinung zu dem großen Ganzen steht, öfters nicht allein durch das naturwissenschaftliche Verfahren ermittelt werden kann, sondern dazu die Hilfe der Geschichte erforderlich ist. So schafft also die Geschichte zwar nicht die Erkenntnis der naturwissenschaftlichen Tatsache selbst, aber sie vervollständigt dieselbe, sie rundet sie ab und ergänzt sie.

Diese Tätigkeit der Geschichte darf nun aber in dem naturwissenschaftlichen Erkenntnisgang doch eine nicht ganz nebensächliche Stellung beanspruchen. Denn der weit ausschauende Überblick, welchen uns die Geschichte über die Summe der Erscheinungen bietet, schärft unsere Fähigkeit für die Beurteilung des Wertes, welchen die einzelne Tatsache im Getriebe des Ganzen beanspruchen darf, wie sie uns auch die organische Zusammenordnung der Einzelerscheinungen zu einem Ganzen kennen lehrt. So wird die Erkenntnis von dem beschränkten, nur auf den dinglichen Wert der Tatsache gerichteten Standpunkt zu einer allgemeineren kritisch gearteten erweitert.

Nun soll mit dem soeben Erörterten aber nicht etwa gesagt sein, daß die Kritik im Gebiet der Naturbetrachtung ausschließlich nur durch die Geschichte erworben werden könne. Daran ist gar nicht zu denken. Der wissenschaftliche Empirismus der modernen Naturforschung schafft sich vielmehr das kritische Verständnis und die Übung in der Handhabung der Kritik zum großen Teil aus sich selbst. Der erfahrene Praktiker wie der wissenschaftliche Beobachter und der in der Ausführung von Versuchen geübte Forscher gewinnen ja doch durch diese ihre Beschäftigung eine hohe kritische Fertigkeit, welche für die Beurteilung der Tatsache von den verschiedensten Standpunkten aus wohl ausreichen mag. Aber die auf solche Weise erworbene kritische Fähigkeit ist vornehmlich auf das Dingliche der Tatsache, sowie auf deren Stellung in der Gegenwart gerichtet und kann damit eine gewisse Einseitigkeit nicht verleugnen. Denn eine Kritik darf sich nicht bloß auf das Tatsächliche der Erscheinung und auf deren Stellung in der Gegenwart beschränken, sondern sie muß auch deren Beziehung zur Vergangenheit berücksichtigen. Sie muß den springenden Punkt der Erscheinungen in Gegenwart wie Vergangenheit aufsuchen und so die einzelnen Geschehnisse der verschiedenen Zeiten zu einer wohlgegliederten festgefügten Kette aneinanderreihen; sie muß es verstehen, die Gegenwart auch in der Vergangenheit zu studieren, die Gegenwart auch durch die Vergangenheit zu erklären. Diese Aufgaben wird aber die naturwissenschaftliche Kritik nur dann zu lösen vermögen, wenn sie neben der induktiven Forschungsmethode auch die Geschichte berücksichtigt.

Aber noch in andern als den soeben erörterten Beziehungen bedarf die moderne Naturbetrachtung der Geschichte. Nicht bloß die Schärfung der Kritik, die Weitung des Blickes, den Schutz vor Selbstüberschätzung und blindem Autoritätsglauben gewähren die historischen Studien der induktiven Naturwissenschaft, sondern auch eine unter allen Umständen sehr wertvolle Bereicherung des naturwissenschaftlichen Wissens vermag die Geschichte zu bieten. Denn man glaube ja nicht, daß die Wissenssumme der modernen Naturwissenschaft ausschließlich nur Eigentum der Gegenwart sei. Die Keime so mancher Erkenntnis unserer Zeit sind in der Vergangenheit vorhanden, man muß nur verstehen dort zu suchen und zu finden. So macht z. B. Puschmann darauf aufmerksam, daß bereits Aristoteles Ansichten geäußert habe, welche in gewisser Hinsicht dem Darwinismus recht nahe stünden. Und auch das

jüngste Kind der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die Bakterienlehre, ist in ihren Anfängen schon 200 Jahr vor ihrer Entdeckung durch die moderne Wissenschaft nachweisbar. In ganz besonderer Fülle sind derartige Fälle aber im Gebiet der Medizin vorhanden, auf welche wir im § 3 noch näher eingehen werden.

Wäre nun aber der Fortschritt des Naturerkennens in mancher Hinsicht nicht wesentlich beschleunigt worden, wenn man jenen Anschauungen unserer Vorfahren die verdiente Beachtung geschenkt hätte? So wurde aber der Ansatz einer gewaltigen Erkenntnis oft im Schutt der Jahrhunderte begraben, und da kein berufener Geschichtsforscher sich fand, der das Wissen vergangener Geschlechter zu neuem Leben erweckt hätte, so mußten ungezählte Geschlechter im Irrtum und Aberglauben vergehen, bis die Erkenntnis da wieder anzuknüpfen verstand, wo sie vor Jahrhunderten und aber Jahrhunderten stehen geblieben war.

Und schließlich bleibt noch ein Punkt übrig, der in dem Verhältnis zwischen Geschichte und Naturforschung eine hervorragende Rolle spielt, nämlich der Einfluß, welchen historische Studien auf die allgemeine Bildung und Geistesentwickelung zweifellos ausüben. Denn die Beziehungen, welche die Geschichte einer jeden Wissenschaft zu den verschiedensten andern Zweigen des Wissens, so vornehmlich zur Philosophie und zur Kulturgeschichte unterhält, erweitern den geistigen Horizont. Je freier aber der Blick, je weiter die Umschau des Geistes ist, um so fühlbarer macht sich das Bedürfnis einer idealen, über die Grenzen der Berufstätigkeit hinausstrebenden Lebensauffassung geltend. Ein solcher Erwerb könnte aber der modernen induktiven Naturbetrachtung gar wohl anstehen. Denn im allgemeinen stehen die Naturwissenschaften doch in dem Ruf, dem Geist eine ausgesprochen materielle, dem Idealen abgewendete Richtung zu geben. Gerade die neueste Zeit hat uns des öfteren gezeigt, welche Nichtachtung der idealen Güter die Beschäftigung mit der Natur hervorzurufen vermag. Wenn nun auch glücklicherweise nicht alle Naturforscher sich in einer seichten rein materiellen Welt- und Lebensauffassung wohl fühlen, so ist doch gerade für die heranwachsende Jugend die Gefahr ganz besonders groß, einer solchen zu verfallen, und deshalb muß auch von diesem Gesichtspunkte das Studium der Geschichte für einen ungemein wichtigen Bestandteil der Naturbetrachtung erklärt werden.

Nachdem wir im Vorstehenden die Stellung, welche die Geschichte im Gebiet der induktiven Naturwissenschaften beanspruchen darf, untersucht haben, werden wir nunmehr zu betrachten haben:

§ 3.

Die Bedeutung der Geschichte für die Medizin.

Da die Heilkunde in ihrer modernen Form ein Bestandteil der induktiven Naturforschung ist, so wird sie naturgemäß eine ähnliche Stellung zur Geschichte einnehmen wie diese. Was wir über das Verhalten der Naturwissenschaften zu dem Tatsächlichen der Erscheinung, zu der Kritik, zu der allgemeinen Erziehung des Geistes u. s. w. gesagt haben, das gilt daher in vollem Umfang auch für die Medizin; deshalb können wir auf das im § 2 über diese Dinge Gesagte verweisen. Dafür wollen wir uns hier mit der Frage beschäftigen: hat das historische Wissen an sich, die Kenntnis der geschichtlichen Einzelheiten für den Arzt ein den praktischen Zwecken seines Berufes dienendes Interesse?

Man hat solche und ähnliche Fragen wohl schon des öfteren aufgeworfen, sie aber meist in verneinendem Sinne beantwortet. Man hat dabei gemeint, daß der Arzt eine Pneumonie, einen Magenkatarrh, einen Typhus u. a. m. ausgezeichnet behandeln könne, ohne auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben, wie im analogen Fall Hippokrates, Aretäus, Galen oder andere medizinische Größen gedacht und gehandelt haben. Denn wie der Arzt einer Krankheit gegenüber sich zu verhalten habe, das lehre ganz allein der Wissensstand der modernen Zeit. Dagegen wäre ja nun allerdings nicht viel zu erwidern. Denn der Arzt vermag ganz gewiß den rein praktischen Aufgaben seines Berufes auch ohne historische Kenntnisse im vollsten und besten Sinne gerecht zu werden. Aber trotzdem hat gerade die praktische Medizin durch den mangelnden historischen Sinn die schwerste Schädigung erfahren. Denn das medizinische Wissen der Vergangenheit war durchaus nicht so unbedeutend, wie der auf die moderne Erkenntnisfülle sich stützende Arzt so gern annimmt. Im Gegenteil! Der Erkenntnisstand der Vergangenheit war ja zuzeiten ganz gewiß ein kläglicher, wie z. B. im Mittelalter; dafür war er aber wieder in anderen Perioden, so z. B. im Altertum, ein geradezu staunenerregender. Gar manches Wissen und Können, das die moderne Medizin mit Stolz als ihr alleiniges Eigentum in Anspruch

nimmt, war schon unseren Vorfahren geläufig. Aber der historische Indifferentismus ließ es verloren gehen, und die neue Zeit mußte oft das wieder von neuem erfinden, was die alte Zeit längst gekannt hatte. Was aber solches Verlorengehen eines erprobten Wissens und Könnens unter Umständen nicht bloß für unsere Wissenschaft im speziellen, sondern auch für die Menschheit im allgemeinen zu besagen hat, das sollen einige besonders charakteristische Beispiele jetzt zeigen.

Die allgemeine Narkose und die lokale Anästhesie sind zwei Dinge, welche die moderne Chirurgie unter die Zahl ihrer bedeutsamsten Leistungen zu rechnen liebt. Und doch dürfen beide nicht als ausschließliches Eigentum der modernen Heilkunde in Anspruch genommen werden, vielmehr hat sie beide bereits das Altertum — zum kleinen Teil vielleicht auch das Mittelalter (Häser, Geschichte der Chirurgie Seite 26) — gekannt und wie es scheint, auch sehr oft geübt. Die einschlägigen Mitteilungen sind durch die Schriften des Archigenes (bei Galen, Band XII der Kühn'schen Ausgabe), Dioskorides (de Materia medica) und Plinius (naturalis historia) auf uns gekommen, und wir haben uns bei der nun folgenden Darstellung vornehmlich auf diese Autoren gestützt.

1. Die allgemeine Narkose wurde durch Benutzung von Mandragora officinalis, einer aus der Familie der Solanaceen (man vergl. darüber Ferdinand Cohn, Jahresbericht der Schles. Gesellsch. Breslau 1888) entstammenden Pflanze erzielt. Und zwar kannte man verschiedene Anwendungsformen. Man ließ nämlich entweder mandragorahaltigen Wein (3 Minae der Wurzel d. h. also etwa 34 gr wurden einer Amphora d. h. etwa 40 Liter griechischen, 27 Liter römischen Maßes süßen Weines zugesetzt und davon 1—3 Cyathus d. h. 0,05—0,15 Liter gereicht) trinken oder Mandragora enthaltenden Mehlteig essen oder endlich an einer mit Mandragora gesättigten Paste riechen; diese letztere wurde nach einem Rezept des Archigenes in der Weise hergestellt, daß man Wurzel und Saft der Mandragora mit Mohnblättern und Mehl zu gleichen Teilen mischte.

In allen 3 Anwendungsformen übte nun die Mandragora eine stark betäubende Wirkung aus; sagt doch Dioskorides, daß der Mensch nach Mandragoragenuß 3—4 Stunden in der Stellung, in welcher er sich bei der Darreichung gerade befunden habe, bewußtlos verharre. Leider besitzen wir über die sonstigen Begleiterscheinungen, welche eine so gründliche Narkose doch wohl

erzeugt haben muß, keinerlei Nachrichten; nur bei Plinius finden wir die Bemerkung, daß die Mandragora Kopfschmerzen mache. Aber von irgendwelchen sonstigen bedrohlichen Folgezuständen wird nirgends etwas vermeldet.

Ob für die heutige Zeit die Mandragoranarkose noch irgend eine Bedeutung hat oder durch Wiederaufnahme gewinnen könnte, muß ich den Chirurgen überlassen. Aber welche grausige Fülle entsetzlicher Schmerzen, welches Meer von Tränen wäre der Menschheit erspart geblieben, wenn die Geschichte der Medizin ihres Amtes gewaltet und die Kenntnis der Mandragorawirkung nicht hätte in Vergessenheit geraten lassen. Man erinnere sich nur der entsetzlichen Prozeduren, welche die mittelalterliche Therapie dem Kranken zugemutet hatte. Das Ausbrennen der Wunde mit Glüheisen, geschmolzenem Blei, siedendem Fett und Öl; die fürchterlichen Methoden des Periscyphismus, Hypospathismus und der Angiotomie mit ihren tiefen, bis auf den Knochen dringenden Schnitten und ihren allzeit bereiten brennenden Wattepfropfen, glühenden Olivenkernen und sengenden Holzbränden! Das alles mußte die Menschheit an ihrem zuckenden, in Angst und Schmerz sich windenden Leib geschehen lassen; auch nicht ein Bruchteil des entsetzlichen Leidens wurde ihr durch die barmherzige Narkose erspart. Und da sage man noch, daß die Geschichte keinen Wert für die Heilkunde habe! Mag auch die Gegenwart vor solch grausigen Folgen des noch immer herrschenden historischen Indifferentismus genügend geschützt sein, die vergangenen Geschlechter haben es gründlich gespürt, was der Mangel geschichtlicher Kenntnis gerade in der Medizin zu besagen hat.

2. Die lokale Anästhesie ist uns in ihrer antiken Form nur recht wenig bekannt. Das Einzige, was wir von ihr wissen, ist die kurze Mitteilung des Dioskorides, nach der ein bei Memphis in Ägypten sich findender Stein (λιπαρὸς καὶ ποικίλος nennt er ihn) lokal anästhesierende Fähigkeiten haben sollte und deshalb bei Operationen Anwendung fände. Bedenken wir, daß die lokale Anästhesie erst wieder seit etwa 20 Jahren zur Anwendung kommt, daß also die Menschheit weit über 1500 Jahr den Segen derselben entbehren mußte, so illustriert auch diese Tatsache so recht handgreiflich, was es mit der Vernachlässigung der medizinischen Geschichte auf sich hat.

Wahrlich die Menschheit hat für die historischen Sünden unserer Wissenschaft schrecklich büßen müssen.

Die Natur des grauen Stares wurde bekanntlich erst im Beginn des 18. Jahrhunderts von dem genialen französischen Wundarzt Brisseau und von Maitre-Jean überzeugend nachgewiesen. Und doch finden wir schon bei Aëtius von Amida (Aëtius Venetiis 1534 Blatt 133 Kap. 52), d. h. also im 6. christlichen Jahrhundert, die deutliche Erkenntnis, daß Erkrankungen der Linse unter Umständen unter dem Bild des grauen Stares — ἡ κυρίως γλαύκωσις sagt Aëtius — auftreten können und auch heilbar seien. Was hätte nun aber die Augenheilkunde der Menschheit leisten können, wenn diese klassische Beobachtung die verdiente Anerkennung gefunden hätte. So begrub sie aber der Schutt der Jahrhunderte so gründlichst, daß man sich ihrer selbst dann nicht mehr zu erinnern vermochte, als Brisseau 1705 und Maitre-Jean 1707 den grauen Star als eine Trübung der Linse nachgewiesen hatten. (Magnus, Geschichte des grauen Stares; Leipzig 1876, Seite 43 ff.) Es bedurfte erst eines erbitterten Kampfes gegen die medizinische Akademie und Fakultät von Paris, ehe es gelang, eine Erkenntnis aufs neue der leidenden Menschheit zu erringen, welche in erleuchteten Köpfen des Altertums schon längst gelebt hatte.

In welchem Umfang nun aber unser Geschlecht für den medizinischen Indifferentismus der Medizin allzeit zu büßen gehabt hat, das zeigt auch dieses Beispiel des Stares wieder so recht deutlich. Denn die ungezählten Opfer menschlichen Glückes, die Vernichtung zahlloser blühender Existenzen, die entsetzliche Summe von Schmerzen, Angst und Pein, welche die rohe, im Dunklen tappende Staroperation des Mittelalters im Gefolge hatte, sie hätten in erheblichem Umfang eingeschränkt und gemildert werden können, wenn der Gedanke des Aëtius nicht in der Geschichtslosigkeit unserer Wissenschaft elend erstickt wäre.

Eine andere in ihren Folgen weniger tragisch sich gestaltende historische Sünde hat sich im Gebiet der

Entfettungskur abgespielt. Hier läßt sich nachweisen, daß einer der wichtigsten Faktoren des modernen Oertel-Schweningerschen Ernährungsregimes, nämlich die Unterlassung des Trinkens während der Mahlzeiten, durchaus nicht ein Produkt der heutigen Zeit ist, sondern daß sotaner Grundsatz bereits von Plinius geäußert wird. Derselbe sagt ausdrücklich, daß diejenigen, welche mager werden wollten, beim Essen dursten sollten (Lib. XXIII, Kap. 1, Abschnitt 23, § 41).

Aber der mangelnde historische Sinn hat, wie uns dies die eben mitgeteilten Beispiele zeigen, die Erkenntnis der Medizin nicht allein in vielen Punkten verzögert, sondern er hat unsere Wissenschaft auch noch vielfach mit allerlei Vorurteilen und Aberglauben belastet. Auch für diese Tatsache lassen sich zahlreiche Beispiele beibringen, von denen ich aber bloß zwei herausgreifen will und zwar folgende:

Der therapeutische Wert der grünen Farbe für Augenerkrankungen erfreut sich bekanntlich auch heut noch eines großen Rufes. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, in denen hervorragende Lehrer der Augenheilkunde in der Hochschätzung der grünen Farbe so weit gingen, daß sie die Bänke und Tische ihrer Hörsäle mit grüner Farbe anstreichen ließen, auf daß die Augen ihrer Schüler unter möglichst günstigen hygienischen Verhältnissen sich befinden sollten, so ist dafür doch in den weitesten Kreisen des Publikums auch heut noch der Ruf der grünen Farbe als eines okulistische Stärkungsmittels der denkbar beste. Und doch weiß niemand, in was denn nun der Nutzen der grünen Farbe beruhe und wie er physiologisch zu erklären sei. Einer folgt in seinem Urteil über den therapeutischen Wert des Grüns eben immer dem Andern, und alle stimmen in der Hochschätzung überein, ohne zu wissen, auf welch' abenteuerlicher Anschauung der Ruhm der grünen Farbe beruht. Und zwar war es Aristoteles (Problem, S. XXI, 19), welcher dem Grün zu seiner unverdienten Sonderstellung im Reiche der Farben verholfen hat. Genannter Forscher entwickelt nämlich aus seiner Beobachtung, daß die Betrachtung geformter Gegenstände, d. h. also modern ausgedrückt, die Akkommodation unter Umständen dem Auge Unbehagen und Schmerzen verursache — das bekannte Krankheitsbild der Asthenopia accommodativa —, der Blick ins Weite aber, so z. B. vornehmlich auf ausgedehnte Wasserflächen, d. h. also, wieder modern gesprochen, die Entspannung der Akkommodation dem Auge wohl tue, folgende wunderliche Schlüsse. Zunächst glaubt er, daß die Betrachtung des Festen dem Auge überhaupt schädlich, die des Flüssigen aber äußerst fördersam sei. Und da nun, so schließt er weiter, die Pflanzen sowie alle grünen Gegenstände besonders viel Flüssigkeit in sich hätten, so müsse für die Augen der Blick ins Grüne sehr gesund sein. So also sieht die Basis aus, auf welcher der noch heut von Unzähligen fest geglaubte therapeutische Nutzen der grünen Farbe

beruht. (Magnus, Die Augenheilkunde der Alten. Breslau 1901, Seite 116.) So wie mit dem Glauben an die hervorragende therapeutische Wirkung des Grüns, so schleppt sich die Menschheit nun noch immer mit einem reichlichen Wust der wunderlichsten therapeutischen Vorstellungen herum und das, wenigstens zum Teil doch nur, weil die Medizin sich einer unbegrenzten historischen Sorglosigkeit befleißigt.

Hierher gehören die zahlreichen therapeutischen Maßnahmen, welche aus der Zeit der Humoral-Pathologie stammen, aber trotz dieses ihres ehrwürdigen Alters noch heut im Volksglauben fortleben. Alle die Blasen ziehenden Pflaster, das Haarseil, die Fontanelle und andere Prozeduren, die bis vor kurzem selbst noch die zünftige Medizin zu üben sich nicht scheute, sie konnten nur ihre Existenz bewahren, weil die Heilkunde auf historische Kritik eigentlich stets so gut wie verzichtet hat.

Wenn aber das Publikum heutzutage immer noch in ganz erstaunlichem Umfang an Wunderkuren und allen möglichen medizinischen Unsinn glaubt, so trägt unsere Wissenschaft wenigstens in gewissem Sinne auch einen Teil der Schuld an diesem unwürdigen Zustand. Denn wo die historische Kritik mangelt, da gedeiht nun einmal der Aberglaube stets aufs beste.

Die angeführten Beispiele vermögen hinlänglich zu zeigen, welche bedenklichen Folgen die historischen Sünden für unsere Wissenschaft im speziellen und für das Menschengeschlecht allzeit gehabt haben. Wir wollen sie darum nicht weiter häufen. Wem aber das Gesagte nicht genügen sollte, der findet einschlägige Fälle noch in reichlicher Menge in dem Vortrag, welchen Puschmann auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte gehalten hatte.

Wir können uns daher jetzt schließlich noch wenden zu der Betrachtung der Frage:

§ 4.

Wie soll das Studium der Geschichte der Medizin betrieben werden?

Es empfiehlt sich, die Beantwortung dieses Teiles unserer Aufgabe in zwei Abschnite zu zerlegen, indem wir einmal betrachten die Forderungen, welche die medizinische Geschichte an den

Universitäts-Unterricht stellt und dann untersuchen die Aufgaben, welche die Geschichte der Medizin dem Privat-Studium gibt.

Wenden wir uns also zunächst zu den Forderungen, welche die medizinische Geschichte an den Universitäts-Unterricht stellt. Die Fürsorge, welche die preußische Unterrichtsbehörde der Geschichte der Medizin an den Universitäten bisher gewidmet hat, betätigt sich in doppelter Weise.

Zunächst ist an einzelnen preußischen Universitäten (über den Unterricht der Geschichte der Medizin in Osterreich-Ungarn vergl. Neuburger, Janus VII. 11), ich weiß im Augenblick nicht an wie vielen und an welchen, der ordentliche Professor der Pharmakologie im Besitz eines Lehrauftrages der Geschichte der Medizin. Diese eigenartige Zusammenfügung zweier Fächer, die an und für sich auch nicht die geringsten Beziehungen zu einander haben, dürfte eine ziemlich alte sein. Im Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint dieselbe mit Vorliebe geübt worden zu sein. So vertrat z. B. Häser seinerzeit die genannten beiden Fächer, wozu noch die allgemeine Pathologie und Therapie kam, an den Universitäten Greifswald und Breslau. So befremdend für unsere Zeit nun auch die Vereinigung der Pharmakologie und der Geschichte der Medizin in der Hand eines Lehrers erscheinen mag, für den Anfang und die Mitte des letzten Säkulums hatte dieselbe doch nichts besonders Auffälliges. Denn die Pharmakologie hatte sich zu jener Zeit noch lange nicht zu dem Umfang ausgewachsen, den sie heut zeigt; sie war noch nicht als ein selbständiges Glied des medizinischen Unterrichtes anerkannt, sie war noch nicht in den Rahmen des ärztlichen Staatsexamens eingefügt worden und wurde noch nicht in einem ihr ausschließlich gewidmeten Institut betrieben und gelehrt. So konnte sie also, entsprechend der geringen Bedeutung, welche man ihr damals beilegte, wohl als Nebenfach gelehrt werden. Und so geschah dies eben auch. Für Häser z. B. blieb die Geschichte stets Hauptfach, und nebenher las er noch Pharmakologie und allgemeine Pathologie. In diesen Verhältnissen mußte nun aber mit dem Augenblick ein gründlicher Umschwung eintreten, wo die Pharmakologie als selbständige Wissenschaft in den Rahmen des Universitäts-Unterrichtes eingetreten war. Von da an war die Geschichte der Medizin, solange sie mit der Pharmakologie noch in der Hand eines Lehrers

gelassen wurde, nicht mehr bloß zu einer völlig bedeutungslosen Disziplin herabgedrückt, sondern sie war sogar eigentlich aus dem Universitäts-Unterricht gänzlich entfernt. Denn die Pharmakologie verlangte von jetzt an die volle Kraft ihres akademischen Vertreters und duldete es kaum, daß derselbe nebenher auch noch ein anderes, ihr in keiner Weise verwandtes Fach im Unterricht befriedigend vertreten konnte. Denn soll der geschichtliche Unterricht dem Medizin Studierenden auch nur das Geringste nützen, so verlangt er von dem Lehrer einen solchen Aufwand von Fleiß, erheischt so energisch die volle Hingabe an die historische Disziplin, daß diesen Ansprüchen ein Lehrer ganz gewiß nicht gewachsen sein kann, der ein bedeutsames anderweitiges Hauptfach vertritt. Es kann ja wohl einmal ganz ausnahmsweise der Fall eintreten, daß ein Lehrer der Pharmakologie auch hervorragende Neigung zu historischen Studien hat und solche in seiner Lehrtätigkeit wie in seiner wissenschaftlichen Arbeit zu betätigen weiß, wie dies z. B. Kobert tut. Aber das sind und bleiben doch immer Ausnahmen und zwar sehr seltene Ausnahmen. Im allgemeinen darf an der Ansicht festgehalten werden, daß, solange Pharmakologie und Geschichte der Medizin in einer Hand verbleiben, die Geschichte in dem medizinischen Unterricht als unvertreten gelten muß. Ein Blick auf die Vorlesungs-Verzeichnisse der preußischen Universitäten beweist hinlänglich das Zwingende dieser Annahme. Deshalb löse man das unglückliche Band, welches die Geschichte unserer Wissenschaft als Nebenfach an eine andere Hauptdisziplin kettet und stelle sie auf eigene Füße.

Man hat nun in letzter Zeit versucht, die Geschichte der Medizin dadurch dem Rahmen des Universitäts-Unterrichtes einzufügen, daß man von den Klinikern verlangte, sie sollten in ihren Vorlesungen und klinischen Demonstrationen durch Einflechten historischer Notizen den Studierenden auch nach der geschichtlichen Seite hin zu unterrichten suchen. Wenigstens muß die vor wenig Jahren von der preußischen Unterrichtsbehörde empfohlene Ausgestaltung des medizinischen Unterrichtes in dieser Weise verstanden werden. Aber dieser Versuch, der Geschichte unseres Faches, wenn auch in dem allerbescheidensten Maße gerecht zu werden, erweist sich für ebenso unglücklich und aussichtslos, wie die Vereinigung der Geschichte mit der Pharmakologie. Denn zuvörderst hat ein Kliniker, welches Fach er im übrigen auch vertreten mag, selten Zeit und Lust, sich mit geschichtlichen Einzel-

heiten zu befassen, wenigstens in einem solchen Umfang, daß für die Zuhörer dabei irgend ein Nutzen herauskommt. Gewiß mag es ja Kliniker geben, welche der Geschichte ihres Faches große Liebe entgegentragen, wie z. B. Hirschberg und ich selbst dies in der Ophthalmologie tun; aber das sind und bleiben doch immer Ausnahmen. Im allgemeinen gilt der Satz zu recht, daß unsere Kliniker anderes zu tun haben, als historische Studien, und mögen sie auch ganz oberflächlicher Natur sein, zu treiben. Mit den nebensächlichen und unvollkommenen historischen Bemerkungen aber, welche ein Kliniker seinen Vorträgen einzuflechten in der Lage ist, ist dem Studierenden gar nichts genützt. Die Kenntnisnahme einzelner besonders wichtiger historischer Tatsachen wird ja dem Studenten ganz gewiß frommen, aber der volle Nutzen, welchen ihm die Geschichte bringen könnte und sollte, wird ihm dadurch nicht gewährt. Denn das, was die Geschichte lehren und leisten soll, wird nimmermehr durch einzelne gelegentliche Bemerkungen erreicht, sondern nur durch einen wohl überlegten und gründlichst durchdachten Spezial-Unterricht. Und dieser Unterricht muß wirklich auf das sorgsamste durchdacht sein. Denn es kommt hier keineswegs darauf an, dem Studierenden das historische Tatsachen-Material in möglichster Vollständigkeit vorzuführen; der Schwerpunkt des medizinisch-historischen Unterrichtes liegt vielmehr ganz wo anders:

Der Lehrer muß darauf Bedacht nehmen, den Geist, der aus dem Tatsachen-Material spricht, seinen Schülern zu deuten; er muß die Gesetze, nach denen die Entwickelung und der Aufbau unserer Wissenschaft erfolgt ist, vor seinen Schülern aus den Geschehnissen ableiten; er muß darlegen, wie diese Gesetze aus der allgemeinen Geistesrichtung der verschiedenen Zeiten herausgewachsen sind; er muß zeigen, wie und inwieweit die Auffassung und Handlungsweise der maßgebenden Persönlichkeiten als ein Produkt aus der Individualität des Einzelnen und der Zeitströmung aufzufassen ist; er muß klarstellen das Verhältnis, in welchem die Empirie zu der Verstandesarbeit steht und wie dieses Verhältnis von den religiösen und geistigen Ansprüchen der verschiedenen Zeitperioden beeinflußt und umgestaltet worden ist; er muß alle die zahlreichen Fäden aufdecken, welche die Medizin mit der allgemeinen Kulturgeschichte verbinden.

Faßt man aber die Aufgabe der Geschichte in diesem Sinne auf, so wird man ohne weiteres uns zugeben müssen,

daß der Unterricht in derselben nicht im Nebenfach diesem oder jenem Hauptzweig der Medizin angeschlossen werden darf, daß er vielmehr das unbestrittene Recht hat, als selbständiges Glied dem Lehrplan unserer Wissenschaft eingefügt zu werden. Dementsprechend stellen wir denn auch die Forderung, daß die Geschichte der Medizin durch eigene Professoren an unseren Universitäten vertreten werde. Ob dies durch Schaffung ordentlicher oder außerordentlicher Professuren geschieht, das wäre im Interesse der Sache zunächst ziemlich gleichgültig, obwohl die Geschichte unserer Wissenschaft einen Anspruch auf Ordinariate zu erheben sehr wohl berechtigt wäre. Eine andere Frage ist die, ob man diese Forderung für alle, die kleinen wie die großen Universitäten stellen oder, wie Puschmann will, nur für die großen Hochschulen aufrecht erhalten soll. Konsequenterweise müßte man eigentlich die Schaffung historisch-medizinischer Lehrstühle für alle Universitäten durchführen; denn hat die Geschichte der Heilkunde in Wahrheit den Wert, welchen wir ihr zuerkennen, so haben die Hörer kleiner Universitäten genau dasselbe Bedürfnis ihre Ausbildung auch in historischem Sinne zu vervollständigen, wie die größerer Hochschulen. Doch dürfte die Schaffung solcher Lehrstühle im Augenblick immer nur in beschränktem Maßstabe möglich sein; denn die weitgehende Vernachlässigung, welche die Geschichte in der Erziehung der Ärzte bisher erdulden mußte, hat den Nachwuchs junger Medizin-Historiker eigentlich so gut wie ganz verhindert, und ich wüßte deshalb nicht, wie man im Augenblicke die nötigen Kräfte auftreiben sollte, um allen Universitäten einen zweckentsprechenden Unterricht in der medizinischen Geschichte zu verschaffen.

Man wird meine Forderung medizin-historischer Lehrstühle vielleicht durch den Einwurf zu entkräften suchen, daß der Lehrplan der Medizin Studierenden schon viel zu sehr überlastet sei, um die Einfügung einer neuen Disziplin noch zu gestatten. Nun auch dieser Einwand ist leicht zurückzuweisen. Die Vorlesungen der Geschichte sind nämlich nach meiner Auffassung nur in bescheidener Zahl erforderlich. Wenn man die Woche 2—3 Stunden dafür auswirft und die beiden letzten Semester dafür bestimmt, so würden die Studenten doch gewiß nicht sonderlich belastet und trotzdem die Zwecke des medizin-historischen Unterrichtes in genügender Weise gefördert werden. Mit einem Unterricht von im ganzen nur 10 Stunden, wie dies Proksch (Die Notwendigkeit

des Geschichtsstudiums in der Medizin, Bonn 1901 Seite 18) vorschlägt, würde allerdings den Zwecken des Geschichtsstudiums kaum gedient sein; auch wenn man die historischen Bedürfnisse des Arztes auf das knappste bemessen wollte. Gewicht muß ich darauf legen, daß man gerade die letzten beiden Semester für das Hören der Geschichte bestimme. Denn der Studierende muß erst eine einigermaßen befriedigende Summe theoretischer wie klinischer Kenntnisse besitzen, ehe er dem Geschichtsunterricht in fruchtbringender Weise zu folgen imstande ist.

Mögen die maßgebenden Kreise diese unsere Forderungen und Vorschläge in wohlwollender Weise prüfen und der Geschichte der Medizin endlich das so lange verweigerte Heim an den Universitäten schaffen.

Wenn ich nun zum Schluß noch einige wenige Worte sagen will über:

Die Aufgaben, welche die Geschichte der Medizin dem Forscher stellt, so denke ich dabei gewiß nicht daran, meinen Kollegen irgendwelche Vorschriften machen zu wollen. Jeder, der die Geschichte der Heilkunde sich als Spezialfach erkoren hat, weiß ja selbst am besten, wie er dieses Studium anfassen soll und welche Wege ihm seine individuelle Neigung und Begabung vorschreiben. Ich möchte vielmehr hier nur darauf hinweisen, daß die Aufgaben der medizinischen Geschichte sich nach zwei Richtungen hin bewegen. Einmal gilt es nämlich die Summe der historischen Kenntnisse zu erweitern, zu berichtigen und zu vervollständigen. Die Arbeit in den Archiven und Bibliotheken, die Kritik und das Studium der Quellen u. a. m. werden demjenigen eine hinreichende Beschäftigung bieten, welcher bestrebt ist, die Summe der historischen Kenntnisse zu mehren. Und diese Arbeit ist keineswegs so niedrig zu bewerten, wie dies Seiffert (Aufgabe und Stellung der Geschichte im mediz. Unterricht. Münchener med. Wochenschrift No. 26. 1904) tut. Aber in dieser Tätigkeit dürfen wir durchaus nicht die einzige Aufgabe der Geschichte erblicken. Denn die Aufspeicherung historischen Wissens ist nicht der Selbst- oder der Endzweck geschichtlicher Studien. Das historische Wissen an sich wird ja doch für den praktischen, mit den Tatsachen der Empirie rechnenden Sinn des Arztes stets mehr oder minder den Charakter des Unbelebten haben. Den wahren Wert, das eigentliche Leben empfängt die Geschichte, wenigstens im Gebiet der induktiven Naturbetrachtung, und ein Teil derselben ist ja doch die

Heilkunde, erst dadurch, daß man sie in Beziehung setzt zu den übrigen Zweigen der menschlichen Tätigkeit d. h. dadurch, daß man sie kulturhistorisch behandelt.

Es wäre nun völlig müßig, wollten wir untersuchen, welche von diesen beiden Richtungen die wichtigere wäre. Beide sind gleich bedeutsam. Eine kann ohne die andere nicht bestehen, das möge Seiffert ja nicht übersehen, wie auch Sudhoff schon bemerkt hat (Zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin, Münchener med. Wochenschrift Nr. 30. 1904). Aber für die praktische Medizin wird die kulturhistorische Methode als die zu bevorzugende sich erweisen, und deshalb werden die Historiker vielleicht gut tun, diese Richtung in Zukunft mehr in den Vordergrund zu schieben, als man dies bisher getan hat. (Man vergleiche auch Pagel, Deutsche Geschichtsblätter V. 6.) Will die Geschichte aus den engen Räumen der Studierstube, aus dem speziellen Interessenkreis des Historikers hinaustreten, erstrebt sie einen Platz in dem so lebensvollen und lebensfrohen Getriebe der modernen induktiven Naturforschung, dann muß sie vor allem dafür sorgen, daß sie den Charakter des Trockenen und Unbelebten, der jeder Zusammenstellung von Zahlen, Namen und Geschehnissen nun einmal anhaftet, los werde und dafür Fühlung gewinne mit den Forderungen des modernen naturwissenschaftlichen Geistes. Das kann sie meines Erachtens aber am ehesten, wenn sie kulturhistorisch betrieben wird. Denn die Kulturgeschichte ist ja doch wohl bestrebt, alle Regungen des Menschengeistes, alle Äußerungen seines Wollens, Fühlens und Empfindens in den Geschehnissen nachzuweisen. Sorgen wir, denen historische Studien am Herzen liegen, also dafür, daß

die Geschichte der Medizin lebendig werde
und lebendig bleibe.

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.